Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Elsaß-Lothringens Wille.

„Die Reichslande wollen mit dem Deutschen Reiche eins sein und bleiben."

Der französische Premierminister Ribot hat abgelehnt die Zukunft von Elsaß-Lothringen einem Plebiszit der Bewohner der Reichslande zu überlassen. Ein Zeichen der Stärke des französischen Gedankens in Elsaß-Lothringen ist das ganz gewiß nicht. Die Franzosen werden in dem Glauben erhalten, daß die „geraubte" Provinz überwiegend französisch gesinnt sei und dieser Glaube wird mit allen Mitteln gefördert.

Als Beispiel, wie die französische Regierung ihrem Volke die Wahrheit vorenthält, dient die Tatsache, daß die französische Zensur die Veröffentlichung der Rede des Präsidenten des elsaß-lothringischen Landtages, Dr. Ricklin, verbot. Dieser hatte gesagt: „Die große Mehrheit der Einwohner Elsaß-Lothringens haben weder diesen Krieg noch sonst einen andern gewollt. Wir wollen nur unsere Stellung als Staat im Schoße des Deutschen Reiches befestigen und uns friedlich unserer Arbeit widmen. In diesem Sinne hat der Krieg nichts unter uns geändert. Wir geben diese Erklärung mit lauter Stimme und vor der ganzen Welt ab, damit sie überall gehört werde und uns bald den Frieden bringen möge." Anscheinend will die französische Regierung nicht, daß die wahren Wünsche des elsässisch-lothringischen Volkes überall gehört werden.

Frankreich hauptsächlichstes Kriegsziel, das in der Eroberung von Elsaß-Lothringen besteht, wird von der „Nordd. Allgem. Ztg." besprochen. Sie weist darauf hin, daß Ribot bei Aufstellung dieses Kriegsziels das Völkerrecht, die Gerechtigkeit und das Gewissen des ganzen Weltalls anrief und sagt: „Frankreich hat kein Recht, die Gerechtigkeit anzurufen, denn Elsaß und Lothringen, rein deutsche Länder, wurden von Luis XIV. in vollem Frieden durch einen Gewaltakt dem Vaterlande entrissen. Dies wissen in Frankreich sogar die Kinder, doch spricht man nicht gerne davon. Unsern Wahlspruch von 1870 „Wir führen Krieg gegen Louis XIV." haben wir noch heute beibehalten. Als Deutschland diese Länder, die ihm 800 Jahre lang gehörten und die auch während der 200 Jahre unter der französischen Herrschaft im Innern den deutschen Charakter bewahrt hatten, zurücknahm, vollführte es nur einen Akt nationaler Gerechtigkeit. Das Europa von 1871 teilte diese Meinung." Die „Nordd. Allgem. Ztg." erinnert daran, wie der englische Dichter Carlyle das Recht Deutschlands bei der Wiedereroberung Elsaß-Lothringens tatkräftig verteidigte. Was nun die Anrufung des Völkerrechts betrifft, so bemerkt die Zeitung, daß die französische Nationalversammlung im Jahre 1871 mit 546 gegen 107 Stimmen die Friedensbedingungen die die Abtretung Elsaß-Lothringens an Deutschland einschlossen, annahm. Ein elsässisches Mitglied dieser Versammlung schrieb damals: „Mit tiefem Schweigen nahm Frankreich die Nachricht von dem Verluste Elsaß-Lothringens auf, doch mit Seufzern die über die Kriegsentschädigung von 5 Milliarden." Dann bespricht die „Norddeutsche" die französische Verschlagenheit, die französischen Rachegedanken auf das Gewissen des Weltalls abwälzen zu wollen und sagt: „Zu den wesentlichen Tatsachen gehört es auch, daß Elsaß-Lothringen infolge ihrer Sprache, Sitten und Rasse deutsche Länder sind. Der deutlichste Beweis ist das Verhältnis zwischen der Bevölkerung, die deutsch und der, die französisch spricht, denn nur 10 Prozent haben das Französische als Muttersprache. Wer das Gewissen der Welt anruft, sollte die zur Bildung eines Urteils nötigen Umstände nicht verheimlichen. Schließlich erörtert die Zeitung die französische Behauptung, daß Elsaß-Lothringen wieder zu Frankreich fallen möchte und sagt, daß darauf inmitten des Krieges, im Februar 1916, die drei Bezirks-Ausschüsse Elsaß-Lothringens antworteten. Es handelt sich um Behörden, die in allgemeiner direkter Wahl gewählt worden sind, und die dieselbe Gewalt besitzen wie die „Conseils Generaux" zu Zeiten der Franzosen. Der Rat des Bezirkes Straßburg nahm damals folgenden Entschluß an: „Der Bezirksrat des Unter-Elsaß sendet den Söhnen des Elsaß, die im Westen und Osten die Grenzen des Reiches verteidigen, seinen liebevollen Gruß. Gleichzeitig erheben die Mitglieder dieses Rates energischen Einspruch gegen die von den regierenden und anderen Kreisen Frankreichs geäußerte Auffassung, daß das hauptsächlichste Kriegsziel die Einverleibung Elsaß-Lothringens sei. Demgegenüber bemerken sie als Ausfluß ihrer Ueberzeugung, daß das wirtschaftliche Wohl Elsaß-Lothringens in 45jähriger friedlicher Arbeit schließlich einen Teil des nationalen Lebens Deutschlands bildete und das nur durch seine Zugehörigkeit zum deutschen Reiche ungestört bleiben konnte, ebenso wie unsere kulturelle Zukunft nur im Verein mit Deutschland möglich sein kann." Der Bezirksrat von Colmar stimmte diesem Beschluß einmütig bei. Ein ähnlicher Beschluß wurde von dem Bezirksrat von Metz getroffen. Jetzt kennt man auch die Rede Dr. Ricklin's, Präsidenten des elsaß-lothringischen Landtages. Dieser sagte: „Die Einwohner Elsaß-Lothringens haben größtenteils keinen Krieg gewollt, auch diesen nicht. Was sie wollten, war die Festlegung ihres politischen Rechtes zu Deutschland und außerdem die Fortsetzung ihrer friedlichen Arbeit. Dieses Eingeständnis machen wir hier laut und vor der ganzen Welt. Möge es überall gehört werden und uns bald den Frieden bringen." Dies ist das Aussehen der öffentlichen Meinung Elsaß-Lothringens. Die Elsässer wollen nicht befreit werden; sie wissen, daß ihr Geschick unlösbar an das deutsche Reich geknüpft ist, und weisen es zurück, die Opfer ehrgeiziger Politiker zu sein.

In der Schlußsitzung des elsaß-lothringischen Landtages antwortete der Präsident Dr. Ricklin auf die Rede Ribots und auf die Erklärungen in der englischen Kammer und sagte: „Wir können uns nicht trennen, ohne vorher die Hoffnung und den Wunsch auszudrücken, daß wir bald eines ehrenhaften Friedens genießen mögen. Diesen Wunsch müssen wir mit lauter Stimme verkünden, denn unser Land und seine Bevölkerung haben unsäglich unter dem Kriege zu leiden, woraus immer stärker hervorgeht, daß das Hauptziel unsrer Feinde die Trennung Elsaß-Lothringens vom Deutschen Reiche ist. Deshalb ist es unsere Pflicht zu erklären, daß das elsaß-lothringische Volk energisch das Ansinnen, daß seinetwegen das fürchterliche Hinschlachten fortgesetzt werde, zurückweist. Elsaß-Lothringen will mit dem Deutschen Reiche eins sein und auf seine Zukunft bedacht sein. (Lebhafter Beifall.) Die an der Front befindlichen Söhne unsres Landes kämpfen für ihr Geburtsland, für die Rechtsgleichheit, um sich auf dieselbe Stufe wie andere deutsche Staaten zu stellen. Das deutsche Volk kann daran nicht zweifeln, es kann diesen Helden nicht in würdigerer und edlerer Weise seine Dankbarkeit bezeugen, als sie, nachdem sie für den Frieden gekämpft haben, als Bürger des Deutschen Reiches und mit gleichen Rechten wie diese in ihr Land zurückkehren zu lassen. (Beifall.) Dieser Beifall sagt mir, daß ich Ihre Gedanken gut wiedergegeben habe. In diesem Sinne müssen wir rufen: Es lebe Elsaß-Lothringen! Es lebe das Deutsche Reich! Es lebe der Kaiser!

Das Auftreten der Buren.

Smuts und Botha sind keine maßgebenden Vertreter des Burenvolkes.

Der ehemalige holländische Ministerpräsident Dr. Kuyper, der stets für die Sache der Buren eingetreten ist, schreibt in der Zeitung „De Standaard":

Die Mitteilung, der Burengeneral Smuts (der in Ostafrika gegen die Deutschen gekämpft hat) komme nach London, um sich von der englischen Regierung und dem Volke huldigen zu lassen, darf nicht zu Mißverständnissen führen. Smuts steht hinter Botha und tritt jetzt in genau derselben Rolle auf, die Botha englische Ehrungen einbrachte. Diese beiden Männer haben mit ihrer Vergangenheit gebrochen. Was einst den Buren zum Ruhme gereichte, haben sie von sich geworfen. Beide sind sie die Bankerträger der Verenglischung des Kap geworden. Charakter ist in ihnen kaum mehr zu erkennen. Selbst wenn ihnen zum Bewußtsein gekommen wäre, daß die alte Burensache verloren war und sie sich den englischen Verhältnissen fügen müßten, dann noch dürften sie sich nie und nimmer an die Spitze der englischen Bewegung stellen und noch viel weniger in London Ehren einheimsen, die den Eindruck erwecken mußten, daß sie an der nationalen Sache der ehrlichen Buren, die ja auch ihnen einmal heilig war, Verrat übten.

Man darf nie vergessen, daß England in den Konzentrationslagern mehr als 26,000 Frauen und Kinder des Burenvolkes tatsächlich ermordet hat. An der Wende des Jahrhunderts haben sich zwischen England und den Buren so viel empörende Zwischenfälle ereignet, daß ein wirklich adliger Charakter sich nicht so ohne weiteres darüber hinwegsetzen kann.

Aber man glaube doch ja nicht, daß die Sache der Buren deshalb verloren sei. Ins Parlament zu Kapstadt wurden von den Nachkommen der alten Buren allerdings durchaus nicht ausschließlich Vertreter dieser Buren gesandt. Dort sitzen auch die Männer aus Natal, Parlamentarier aus den schier völlig anglisierten Gegenden, und dazu die Vertreter der vielen Australier, Italiener, Franzosen und Griechen, die sich mit der Zeit am Kap angesiedelt haben. Sie sind es, die Botha vorläufig zur Mehrheit verhalfen.

Diesem Zifferelement aber steht die vielbesagende Tatsache gegenüber, daß die Nationalisten, welche die alte holländische Ueberlieferung wieder aufleben lassen, Hand über Hand Feld gewinnen und unter der Leitung von Tichardt, Hertzog, Malan, Reitz und Tielman Roos zusehends Einfluß gewinnen. Botha und Smuts sind denn auch die Beute eines unerklärlichen Selbstbetrugs, wenn sie glauben, das Burenelement unterm Knie zu haben. Gerade seitdem der Krieg auch die Kapkolonie mit ergriff und General de Wet mißhandelt wurde, lebt das Burenvolk am Kap mit erneuter Kraft wieder auf." —

Bei den 30.5 Cm.-Mörsern vor Verdun

Im „Schweizerischen Motor-Sport" erzählt ein früherer Sport-Kollege seine Erlebnisse bei der schweren Artillerie vor Verdun. Wir geben die Ausführungen nachstehend wieder:

Als ich vor etwa 2½ Jahren noch daheim, wenn ich aus dem Geschäfte kam, des Abends meine Zeitung las, dann stieß ich zuweilen auf einen in mystisches Dunkel gehaltenen Artikel, in dem von neuen, gewaltigen Geschützen die Rede war, die die Deutschen und Oesterreicher gebaut haben sollten.

Damals träumte es mir noch nicht, daß ich selbst einmal dazu ausersehen wäre, mit einem solchen Ungeheuer zu tun zu haben. Aber — es ist halt Krieg, und just im Kriege liebt es das Schicksal, mit den ohnmächtigen Menschlein mehr als je nach seiner Willkür zu verfahren.

So langte es sich auch mich heraus, mitten aus meinem Frieden, und stellte mich — nolens, volens — in den Schützengraben. Und als es dann dachte, ich hätte genug der scharfen Luft, riß es mich auch da wieder heraus (was ich ihm eigentlich nicht übel nahm), kommandierte mich zu einem Wagenpark hinter der Front, stellte mich vor ein Auto und sagte (es hatte mittlerweile die Gestalt eines Kraftwagen-Offiziers angenommen): „Sie haben diese Wagen einzufahren!"

Da war ich nun im Wagenpark von M. Eine ganze Reihe neuer Autolastwagen, einer feldgrauer als der andere, standen neben mir. Die nahm ich auseinander, sah sie in allen ihren Teilen nach, probte hier und da, montierte alles wieder und ratterte dann los auf Tod und Leben. (Verbottafeln gab's keine in dieser Gegend).

Nachdem ich so monatelang herumgerast war, fand mein Vorgesetzter, daß es im allgemeinen nicht schaden könnte, wenn ich etwas langsamer fuhre, und verschrieb mir, damit ich auch gleich gegen jede Versuchung gefeit sei, ein schweres Gefährt. Das mußte ich mir aber erst aus Deutschland holen.

So fuhr ich denn eines Tages mit noch sieben Mann der Heimat zu. — Nach langer Fahrt kamen wir in D. an. Da sahen wir denn was Feines. Zuerst ein paar großmächtige Kraftwagen, daß einem die Augen schier übergingen und bei deren Anblick mein Herz wehmütig, ahnungsvoll klopfte, und dahinter etwas Fürchterlich-Großes, das in der Sonne funkelte und bei dessen Anblick wir sieben uns verständnisinnig in die Rippen stießen: zwei 30.5 cm-Mörser!

Da standen sie! Groß und breit und doch nicht plump. Mit duftigen Blumenguirlanden bekränzt. Zu diesem Auto und den Mörsern wurden wir gesteckt und dann fuhren wir unter brausendem Hurrah aus der großen Bahnhofhalle von D. Viel acht zu geben, daß uns unsere Ungetüme gestohlen würden, brauchten wir nicht. Auf allen Bahnhöfen, wo wir vorbeikamen, wurden wir gewaltig angestaunt. Wir schauten dann stolz herablassend hernieder — die Geschütze und wir, das war halt was.

Wie alles ein Ende hat, so auch die königlich-preußische Staatseisenbahn und zwar diesmal bei D., einer kleinen Provinzstadt. Hier wurden die Kolosse ausgeladen, die Motore uns erklärt (die Geschütze gingen uns Autler nichts an) und ich übernahm die Hälfte von den ein Geschütz bedienenden 300 PS Motoren, also einen Wagen von 150 PS. Es war wiederum ein Daimler-Wagen, ein sogenannter Traktor, mit welchem Fabrikat ich schon oft gute Bekanntschaft gemacht hatte und von denen je zwei für Traktionszwecke für je einen der beiden 30.5 cm-Mörser verwendet wurden. Man rühmte sie (und wie sich nachher herausstellte, nicht ohne Grund), weil sie vor allem Enormes im Zug leisten.

Bevor wir uns nun auf den Weg machten, wurden Motoren und Mörser dicht mit Bäumen und Zweigen maskiert, der Fliegergefahr wegen. Bald glichen wir völlig einem Gehölz. Das setzte sich nun langsam in Bewegung. Wie Ackergäule bei schwerer Arbeit, so legten sich die Traktoren ins Zeug und langsam, schwerfällig schwankte das Ganze davon. Da war nichts mehr von dem einstigen Herumjagen. Knirschend mahlten die beiden Räder auf der lehmigen Straße in Schmutz, langsam — ganz langsam. Ein paarmal gabs Stillstand. Da waren die Kolosse so in den Boden gesunken, daß selbst die wackeren Motoren, zitternd vor Anstrengung, sie nicht herausbringen konnten. Alle Mann mußten da Hand anlegen, um unsere „Anna" und „Gertrude", so waren die Geschütze getauft, wieder flott zu machen.

Truppen zogen an uns vorüber. Teils kamen sie von der Front, teils gingen sie dahin. Sie begrüßten uns mit lustigen Zurufen. Hin und wieder jagte ein Auto vorbei. Das tutete in der Ferne gebieterisch, aber als es näher kam, machte es einen großen Bogen — es war doch nicht so zweifelhaft, wer sich den Schädel einrennen würde.

Nach drei Tagen hatten wir uns so in die Nähe unserer Stellung im Walde von S. gewälzt. Hier erwartete uns unser Hauptmann mit der Geschützmannschaft und einer Menge starker Bohlen. Denn jetzt hieß es, die Geschütze durch den Wald vorzubringen zu ihren noch größeren Schwestern. Infolge des Regens waren die Wege ziemlich aufgeweicht. Trotz der Bohlen, die jetzt beständig vorn vor die Räder gelegt wurden und, nachdem die Ungetüme drüber weg geschwankt waren, hinten wieder fortgenommen werden mußten, um wieder vorn vor die Räder gelegt zu werden, versank man jetzt schier im Schmutz. Es versteht sich, daß die Geschütze getrennte Wege einschlugen. Noch lange hörten wir das Aechzen und Stöhnen des zweiten Geschützes durch den Wald hallen. Unsere Trajektoren gaben ihr Aeußerstes her. Aber sie mochtens nicht allein, so an die 1000 Zentner über den weichen, wenn auch belegten Boden zu ziehen. 50, ja 100 Hände mußten ihr Möglichstes leisten, um den schweren Koloß fortzubringen. Und alles im Dunkel der Nacht! Wir waren in Frontnähe und der Feind durfte nicht das Leiseste ahnen! Wir arbeiteten, was arbeiten heißt. Durch den dunklen Wald hallte unser Aechzen und Schnauben, in das sich brummend der Donner der Geschütze mischte. Mit vielen „Hau—rupp"-Rufen gelang es uns dann.

Am Morgen, als es zwischen den Stämmen tagte, stand das Geschütz an der gewünschten Stelle. Wir aber waren hundsmüde. Den ganzen Tag blieben wir still. Flieger kamen zuweilen gezogen, dann spannten wir ein wenig, sonst aber blieben wir still. In der Nacht aber regten wir uns. Die Heinzelmännchen kamen, betonierten das Geschütz und holten Munition herbei. Eine kleine Miniaturbahn war angelegt, die brachte Wagen um Wagen mit den großen, blanken Geschossen, die in gewisser Entfernung von dem Geschütz in besonders eingerichteten Unterständen gelagert wurden. Unzähligemal bin ich hin und her gefahren. So ging es acht Tage lang. Dann brach der große Tag an.

Uns Kraftfahrern ließ es keine Ruhe. Wir wollten wenigstens am Anfang dabei sein. Um 9 Uhr morgens, genau, sollte der erste Schuß mit den schweren Geschützen, die rings in mächtigem Halbkreis aufgestellt waren, abgegeben werden. Wir lagen oder knieten auf dem Boden zwischen den Baumstämmen, sperrten den Mund auf, so weit wir konnten, damit uns das Trommelfell nicht platze und spannten.

Da pünktlich auf die Minute gings los. Ich glaubte, der Himmel berste und die Hölle mit Pech und Schwefel käme herab. Ein Krachen und Schwanken des Bodens, ein Dröhnen und Heulen in der Luft, ein Zittern und Donnern ging durch den Wald, der wie scheu sich duckte — ich wußte nicht, lag ich auf dem Boden oder stand ich auf dem Kopf. Der Kopf dröhnte und manchem wurden die Augen starr vor Entsetzen vor all dem grauenhaften Lärm, der jetzt anhub. Eine Ahnung, was große Geschütze für ein Krachen beim Abfeuern verursachten, hatten wir ja — aber so etwas — das war kein Vergleich. Mir schauderte vor Entsetzen, wenn ich an die Wirkung unserer Geschosse dachte.

Schuß auf Schuß wurde so abgegeben. Nur zuweilen wurde es bei uns ein klein wenig ruhiger, wenn das Geschütz, dessen Feuer durch einen Fesselballon geleitet wurde, anders eingestellt wurde. Sonst aber herrschte rings ein Höllenlärm. Denn auch die Geschütze des Feindes fingen an zu spielen. So war ein Krachen und Dröhnen ringsumher, als wenn der Tag des jüngsten Gerichtes angebrochen wäre.

Nur mit Hemd und Hose bekleidet, haben wir an jenem kalten Morgen bei unserm Geschütz Dienst getan, aber gefroren hat nicht ein einziger. Wir hatten sehr stark ausgebaute Feld- und Waldstellungen des Fort D. und H. Waldes zu beschießen. Mit dem Fernglas konnte man deutlich das Gewirr der Stacheldrahtverhaue erkennen und die Stärke der Unterstände ahnen. Mit der Zeit schien der Feind auch unsere Stellungen herauszufinden und schickte uns Granaten. Gehört haben wir bei all dem furchtbaren Lärm keine einzige, nur einschlagen sahen wir sie. — Rechts und links knickte zuweilen ein mächtiger Stamm um und wühlte sich in den Boden. Wir sahen ihn fallen, lautlos in all dem Getöse.

Unsere Batterie hatte eine verhältnismäßig günstige Stellung, und wir erlitten deshalb keine Verluste durch den Feind. Schuß auf Schuß folgte herüber und immer, wenn die Nacht einbrach, stand der Horizont über dem Feind in Flammen, schwarz hob sich das dem Untergange geweihte Fort von dem glühenden Himmel ab. — Rings brannten die Dörfer, in denen der Feind noch saß, und ihr Feuerschein lag weit über dem dunklen Himmel.

Zweieinhalb Tage ging es so, ohne nennenswerte Ruhepause. Ich hielt bis zuletzt aus. Am Ende hatten wir so viel Nervenkranke und waren so matt und benommen von dem furchtbaren Getöse, daß wir nur noch wie Automaten unser Geschütz bedienten. Endlich, endlich wurde das Feuer des Feindes schwächer; am dritten Tage war es, gegen Abend, da schwieg es fast ganz: die feindliche Artillerie war niedergerungen. Wir hatten Ruhe. Einer unserer Vorgesetzten hielt eine kurze Ansprache, dann waren wir acht Tage dienstfrei mit ganz gehörigen Brummschädeln.

Kleines Geschütz rückte bereits vor, das besorgte noch den Rest und dann trat die Infanterie an, zum Sturm. Wir aber ruhten aus. Ein paar Tage lang taten wir nicht viel. Dann plagte uns die Neugier, und wir machten Schlachtenbummel hinter der Front. — Wir schauten uns die Orte an, die unsere Infanterie gestürmt hatte und betrachteten die Verwüstung, die von unsern Geschossen herrührte. Das hatten wir angerichtet!

Ausgebaute, mit starken Baumstämmen bedeckte Unterstände, 4 m tief unter der Erde angelegt — das Unterste einfach zu oberst gekehrt. Aus den schmalen Schützengräben waren breite Flußbette geworden; oft reihten sich Loch an Loch in dem Erdboden, ein kleines, einstöckiges Haus hätte in jedem bequem Platz gehabt. Und in dieser Hölle haben Menschen gehaust! — Noch lagen sie teilweise umher, Freund und Feind, mit verzerrten Gesichtern.

Um das Fort D. sah es aus, als wenn ein toller Wirbelwind die oft mannstarken Bäume samt den Wurzeln aus dem Grund gerissen, sie durch die Luft gewirbelt und dann mit der Krone anstatt mit der Wurzel, in die Erde geschmettert hätte. Dazwischen war ein Gewirr von Drähten und Verhauen, daß es mir nicht in den Kopf wollte, daß unsere Infanterie hier durchkommen und den Feind vertreiben konnte.

An einer Stelle im Fort, wo ein Langrohrgeschütz einbetoniert war, war eine Granate eingeschlagen, hatte das mehrere 100 Zentner schwere Geschütz samt Unterstand wie mit einer Riesenhand aus der Erde herausgerissen, so daß es jetzt hilflos gen Himmel starrte.

Nachdem die Tage um waren, hieß es, das Geschütz abbrechen, es wieder transportfähig machen, um der vordringenden Infanterie nachzukommen und ihr an einer anderen Stelle Luft zu machen.

Die Helden von Roeux.

Der Bericht des Kriegs-Berichterstatters des sozialdemokratischen „Vorwärts".

Der Kriegsberichterstatter Koster berichtet im „Vorwärts" über die heldenmütige Verteidigung einer Kompagnie bei Roeux. Die Kompagnie hatte ungefähr 200 Meter eines fast zerstörten Schützengrabens besetzt. Während sie damit beschäftigt war, denselben wieder herzurichten, nahm das Feuer morgens zu und schloß gleichzeitig die Kompagnie ein. Um 10 Uhr morgens griffen die Engländer auf der ganzen Front an. In verschiedenen Reihen kamen sie bis auf 300 Meter heran, wo sie dann niedergemacht wurden. Die sich im Osten des Bahnhofs von Roeux nähernden Tanks wurden durch die deutsche Artillerie außer Kampf gesetzt. Als gegen Mittag der Führer der Kompagnie seine Leute zählte, blieben nur 2 Offiziere und 37 Mann übrig, außerdem ging die Munition auf die Neige. Am selben Morgen versuchten die Engländer noch viermal vorzugehen, doch wurden sie stets zurückgeworfen. Nachts rückten die Engländer in einer Stärke von 2 Kompagnien auf 300 Meter rechts von der deutschen fest, während sich gleichzeitig von links Kompagnie vor und setzten sich dort und der Mitte her feindliche Schützenreihen unsern Soldaten näherten. Die Lage war äußerst kritisch, doch bewahrte jeder seine Ruhe. Ein Grenadier ging trotz des höllischen Feuers mit vier Leuten nach rechts vor und warf den Feind vermittelst Handgranaten zurück. Dies tat gleichzeitig ein Unteroffizier mit vier Leuten nach links, während der Rest der Besatzung auf die von der Mitte her vorgehenden Schützenreihen feuerte, bis der Angriff in der Mitte und von rechts her und die drohende Umzingelung von links unsere Leute zwangen, sich langsam durch den Feuerkreis zurückzuziehen, aber nur bis zum Ende der Schützengrabenverbindung, wo sie den Kampf fortsetzten.

Unangenehme Mitesser.

Der Gemeinderat von Seebach bestimmte, daß die Abgabe von Konsummilch und Lebensmitteln zu reduzierten Preisen solchen Gesuchstellern zu verweigern sei, welche Hunde besitzen, die nicht als Wächter oder als notwendige Arbeitstiere zu dienen haben. Der Gemeindevorstand will damit verhindern, daß diese Lebensmittel ihrem eigentlichen Zweck entzogen, und zur Fütterung von nutzlosen Tieren verwendet werden.

Fürsorge für die Kinder.

Der dänische Arzt Thorson in Kopenhagen veröffentlicht unter der Bezeichnung „Dänische Kriegskinderhilfe" einen Aufruf zur Zeichnung von Mitteln, die dazu bestimmt sein sollen, Kinder aus sämtlichen kriegführenden Ländern in Dänemark unterzubringen. Die Kinder sollen nach dem Plane einen bis halbjährigen Aufenthalt in Dänemark erhalten und sollen beiden kriegführenden Mächte-Gruppen angehören ohne Rücksicht auf die Nationalität oder Glauben. Der Aufruf Thorsons ist von einer größeren Anzahl von Männern der verschiedenen Teile Dänemarks unterzeichnet. Es sollen in verschiedenen Stellen besondere lokale Sammlungsausschüsse gebildet werden. Der Aufruf wird nur von einigen Kopenhagener Blättern auszugsweise wiedergegeben und findet auch dort keine günstige Aufnahme.

Brief eines Marineffiegers.

Eine Komödie der Irrungen, die noch ein gutes Ende nahm.

Aus dem „Argentinischen Wochenblatt": Wir sind in der Lage, unseren Lesern aus einem interessanten Brief eines kaiserlichen Marineffiegers an einen Freund in Montevideo einen Auszug zu geben, der sicherlich in weitesten Kreisen interessieren wird. Der Brief stammt von einem Flieger, der ein Bruder des Kommandanten desjenigen Dampfers ist, der die erste glückliche Reise nach Deutsch-Ostafrika unternehmen konnte, ohne auf der Hin- oder Rückreise den Engländern in die Hände gefallen zu sein; der Erzähler gehört der Nordseestation Zeebrügge als Marineflieger an und erwarb sich im ersten Kriegsjahre beide Eiserne Kreuze, am 1. Mai 1916 auch den Hohenzollernorden. Seinem Briefe entnehmen wir folgendes:

„. . . . . Ich habe vorgestern ein tolles Erlebnis gehabt. Neben meinen sonstigen Maschinen hatte ich eine neue Maschine, welche ich hauptsächlich für Bombenflüge benutze. Die hatte ich jetzt wieder eingeflogen, um einmal bei Mondschein nach drüben zu gehen. Vorgestern nachmittag wurde noch eine gute Aufklärung längs der holländischen Küste gewünscht bis . . . Feuerschiff. Da Herrenknecht, (mein Beobachter, Lloyd Offiz) gerade was zu tun hatte, nahm ich meinen Monteur mit. Es war ziemlich stürmisch und hohe See, sonst ganz gut zu fliegen und sichtig. Um 3 Uhr starteten wir und grasten das ganze Gebiet ab, sichteten aber nur den holländischen Postdampfer, der zwischen London und Vlissingen läuft. Um 5 Uhr abends stand ich auf dem Rückfluge bei . . . . in 300 Meter Höhe und konnte unsere Küste schon durchschimmern sehen.

Mit einem Male gibts einen fürchterlichen Knall und eine schwarze Rauchwolke kommt von vorne, der Monteur fliegt aus dem Beobachtersitz raus und sauft mit dem Kopf zuunterst in meinen Sitz rein, auf die Steuersäule fallend. Das Flugzeug bäumt dadurch auf, und stürzt schräg ab. Darauf eine zweite schwere Explosion und mein Monteur fliegt in hohem Bogen aus meinem Loch raus außenbords und baumelt, sich mit beiden Händen festhaltend, freischwebend an der Seite vom Flugzeugschwanz. Dadurch wurden meine Steuerhebel wieder frei und in 40 Meter Höhe gelang es mir, das stürzende Flugzeug abzufangen und mit den Schwimmern aufs Wasser zu setzen. Zunächst repple ich meinen armen Monteur herein, der hatte sich brav festgehalten und ihm fehlte weiter nichts. Das Erste, was er sagte, war: „Herr Leutnant wir hatten das Hufeisen nicht mit".

Im Motor war die Kurbelwelle gebrochen, dann der Vergaser explodiert und der ganze Motor auseinandergerissen. Das ganze Fundament zusammengebrochen, der halbe Propeller war weggeflogen und durch einen Schwimmer gesauft, die Schotten im Rumpfe zerstört und sämtliche Instrumente kaputt. Der Motor lag quer über die Schnauze, alle Rohrleitungen abgerissen und der Benzintank entzwei. Es sah ganz finster aus. Da die ganze Rumpfverkleidung losgerissen, war auch der Treibanker und Leine weggeflogen.

In dem schweren Seegang arbeitete das nun wie verrückt. Der Monteur wurde sofort seekrank. Ich baute dann aus allen möglichen Gegenständen zunächst einen Treibanker, um die Maschine einigermaßen auf der See zu halten, und auf Position zu bleiben. Als Leine schor ich einige Stahlkabel aus, dann die beiden Brieftauben loßschikkend, es war noch eben hell. Der Wind war südwestlich und ich trieb längs der Küste nach Osten. Sonst konnte ich nichts mehr machen, befürchtete blos immer, daß ein englisches Fischerboot kommen würde; die liegen nämlich auf Vorposten. So wurde es denn 9 Uhr, die Maschine wurde schon lahm vom Schlingern, und hier und da brach ein Hebel. In der Dunkelheit war nichts zu sehen, als blos ab und zu das Blinkfeuer von . . . . Mit einem Mal wurde aus nächster Nähe eine Maschinengewehrsalve, tak, tak, tak, also doch das verdammte englische Uboot, abgefeuert. Ich kroch auf die Tragdecken, aber nichts zu sehen. Da, eine zweite Salve ganz aus der Nähe, und da sehe ich auch schon den Uboot-Turm. Da war nichts mehr zu machen. Also wir schossen ein Erkennungssignal und schnell alles Lose über Bord geschmissen, Instrumente, Mausergewehr usw., damit die Engländer nichts finden. Dann schrien sie auch schon: „Halloh!" Ich antwortete: „German Seaplan, with broken motor". Und da antwortete das Boot auf Deutsch: „Ich will versuchen, Sie zu bergen, hier Uboot . . ." Gott sei Dank, es war eines von unseren Booten, Kommandant Oberleutnant Bamberger. Der war gerade aufgetaucht, hatte auf der Lauer gelegen nach dem Engländer, hatte uns für'n Franzosen gehalten.

Nach unsäglichen Mühen gelang es endlich, zwei Leinen rüber zu kriegen, in dem hohen Seegang, die ich am Fahrgestell belegte. Dann rüber aufs Uboot geklettert bis an den Hals im Wasser, aber wir waren wenigstens erst mal an Bord. Nach einer halben Stunde Schleppens brachen beide Leinen. Da tauchte ein weiteres Uboot aus dem Dunkel, großer Zustand und klar zum Gefecht. Es war aber auch ein Uboot von unserer Station, welches gerade heimwärts fuhr von großer Fahrt. Da dieses zwei Schrauben hatte und besser manöverierte, als unser Uboot, wollte es dann den Vogel ins Schlepp nehmen. Beim ersten Anlauf rannte es den Schwanz ab, beim zweiten sprang ein Mann rüber mit einer Leine, hatte sie aber eben fest, da kippte die ganze Maschine in einer schweren See.

Der Mann wurde glücklich wieder aufgefischt, aber es trieben jetzt noch die Schwimmer, die Flaschen waren abgebrochen. Es kam auch noch ein Torpedoboot, um zu helfen: das fuhr dann noch einmal über den ganzen Zinnober hinüber, und da ward nichts mehr gesehen. Dann dampften wir alle Vollspeed heim. Unterwegs feste Kaffee und Butterbrot verschluckt. Um 1 Uhr kamen wir schließlich wohlbehalten in . . . an und wurden mit Hurrah empfangen.

Meine beiden Tauben waren nicht angekommen. Also ein großes Glück gehabt, wenn das Uboot da nicht zufällig gelegen hätte, wären wir beide versoffen wie Ratten, denn die Maschine schlingerte langsam auseinander. Dieselbe Nacht warfen feindliche Flieger bei uns Bomben, haben aber nichts getroffen. Ein englisches Flugzeug wurde abgeschossen und eingeschleppt. Der englische Offizier war gestern unser Gast in der Messe. Mein Kollege Leutnant Schüler schoß mit seinem Kampfeinsitzer einen weiteren Engländer ab vor Ostende. Dann wurde ein holländischer Dampfer zur Untersuchung eingebracht, und es waren wieder englische Spione an Bord. Zwei saßen im Kohlenbunker, und einer im leeren Donky-Kessel. Gestern durfte ich nicht fliegen, heute war ich mit meinem Einsitzer wieder los, es wurde aber neblig. Bin gut zuwege, und hat mir nichts geschadet. Aber das ist immer, wenn ich das englische Hufeisen mit habe. Mein Lebensretter, Oberleutnant Bamberger, war gestern mein Gast und hat auch bei uns geschlafen. Der Besatzung habe ich Zigarren gestiftet. Vom Admiralstab bekam ich Glückwünsche zur Heimkehr . . . ."

Die Leipziger Herbstmesse.

Man erwartet denselben großen Erfolg, wie bei der Frühjahrs-Messe.

Die Leipziger Herbstmesse findet in diesem Jahre vom 26. August bis 1. September statt. Die Besucherzahl der diesjährigen Frühlingsmesse war ein Rekord sowohl für die Jahre des Krieges als auch für die vor dem Kriege. Da die jetzige Handelslage der im Frühling gleicht, so kann man annehmen, daß die Herbstmesse den gleichen Erfolg erzielen wird, und rechnet man daher mit einer großen Besucherzahl. Dies steht im krassen Widerspruch zu der vom Lyoner Funkendienst verbreiteten Fabel, daß man sich mit dem Gedanken trage, die Leipziger Messen einzustellen. Tatsächlich sagt ein Funkspruch aus Lyon, daß der „Leipziger Volkszeitung" zufolge über die Abschaffung der Messe verhandelt werde. Doch hat weder diese Zeitung noch irgend eine andere so etwas gesagt. Ferner sagt der erwähnte Funkspruch, daß ein gewisser Lomann eine Vereinigung gegründet habe, um gegen die anzukämpfen, die der Messe überdrüssig sind. Niemals sah Deutschland mit solcher Erwartung als gerade jetzt der Messe entgegen und zwar aus zwei Ursachen: 1. Trotz des Krieges wird die Messe von einer ungeheueren Menschenmenge des In- und Auslandes besucht, und 2. eine bedeutende Unterstützung ist der Messe seitens der Reichsbehörden zuteil geworden. Die Messe hat den Zweck, Fälschungen zu verhindern. Die Notwendigkeit dieser Maßnahme beweist gerade der Feind. Die Leipziger Messe kämpft nicht gegen gleichwertige Produkte sondern gegen falsche Behauptungen an.

Bemerkenswertes Aktenstück.

Ein bemerkenswertes französisches Aktenstück veröffentlicht die „Nordd. Allg. Ztg." in Faksimile-Abdruck: einen Ausweisungsbefehl aus Paris, den ein Deutscher „am 2. Tage der Mobilisation" erhielt. Das Bedeutsame ist, daß nach dem bereits in Friedenszeiten vorbereiteten Vordruck die Ausweisung nur für Deutsche, Oesterreicher und Ungarn vorgesehen ist, während der dritte im Dreibund, der Italiener, von vornherein auf diesem Schema nicht erscheint.

* * *

Der Tauchbootkrieg.

Die Schweizer Zeitung „Baseler Nachrichten" vom 7. Juli veröffentlicht das folgende Telegramm ihres Berliner Korrespondenten:

„In Deutschland gewinnt die Ueberzeugung, daß die Unterseeboote in naher Zukunft den entscheidenden Sieg der Zentralmächte herbeiführen werden, immer mehr Raum. Sogar Personen, die ihrer politischen Ueberzeugung nach auf der äußersten Linken stehen und früher erbitterte Gegner eines unbeschränkten Unterseekrieges waren, sehen jetzt in demselben ein wirksames Mittel für die Herbeiführung eines baldigen Friedens, besonders, seitdem die neutral